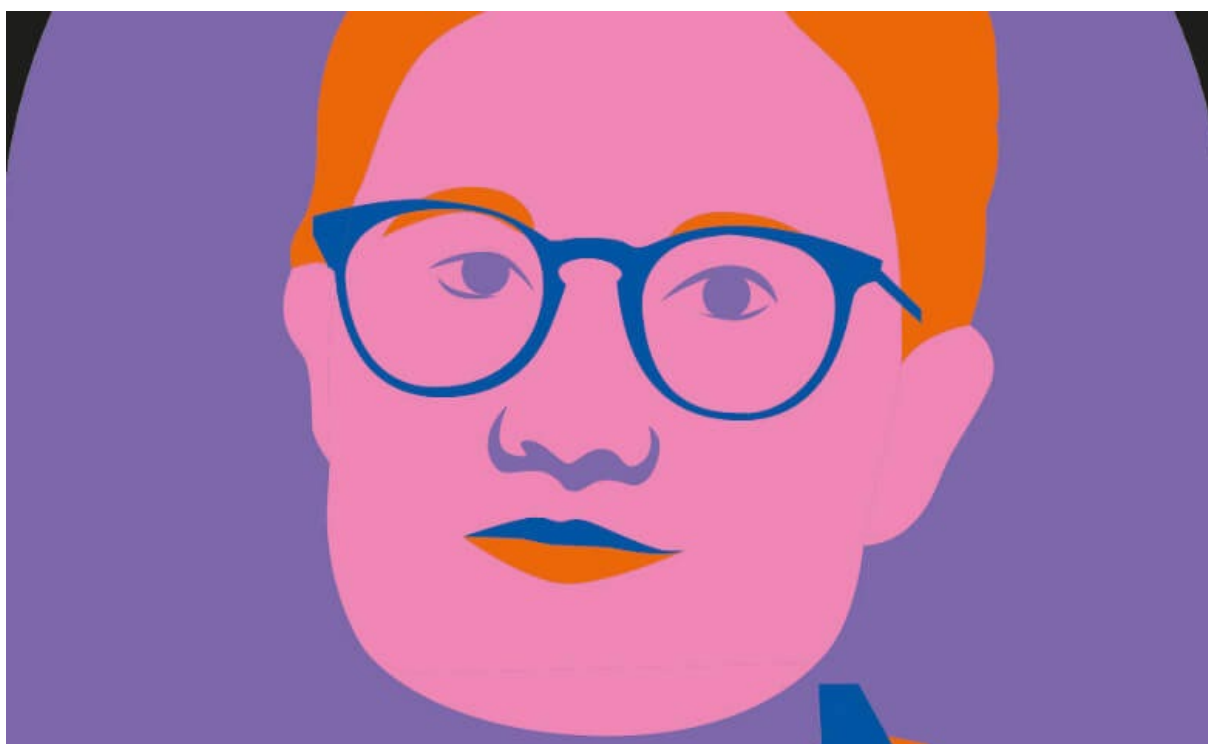


Predigt

Luzern, 28. November 2021,

11 Uhr Peterskapelle

Musikalisch umrahmt vom Cellisten Julien Kilchenmann



Eine humanistische Intervention in einer Zeit, in der scharfes Denken, Aufklärung und Hoffnung wichtig sind – mit Menschen aus Wissenschaft, Politik und Kultur. Einmal im Monat in der Peterskapelle in Luzern.

Die Predigt wird vom gleichnamigen Trägerverein durchgeführt. Dahinter stehen: Livio Andreina (Werkstatt für Theater), Gina Dellagiacomina (Radio 3FACH), Pia Fassbind (Kulturhof Hinter Musegg), Christoph Fellmann (Autor), Florian Flohr (Peterskapelle), Béla Rothenbühler (Kultz.ch), Heinrich Weingartner (Kultz.ch), Irene Wespi (Kulturhof Hinter Musegg). Grafik: Nicole Brugger.

Mehr Informationen und Podcasts: <http://kultz.ch/diepredigt>

Guten Morgen,

meine Damen und Herren,

An meiner heutigen Position als Predigerin ist vieles falsch

– aber immerhin nicht alles.

Richtig respektive passend sind die Stadt und die Region: Sie würden es ihr zwar nicht mehr anhören, doch ist meine Mutter unweit von hier am Mühleweg in Kriens aufgewachsen und hat als Jugendliche – noch näher an diesem Ort – im SUVA-Hauptgebäude ihre Lehre absolviert. Meine Grossmutter liegt heute auf dem Friedhof einer Krienser Kirche. Diese Kirche ist just jenem Heiligen geweiht, der sie mit der Heimatstadt meines Vaters und mit meiner Arbeitsstätte verbindet: dem Heiligen Gallus.

Der Ort hier ist also ganz passend – katholisch getauft bin ich auch, obschon es nicht bis zur Firmung gereicht hat.

Was ist also falsch?

Ganz einfach:

Wissenschaftlerinnen haben nicht zu predigen.

Die Religion und die Wissenschaft eint zwar die Suche nach Wahrheit, doch ist die eine auf das Transzendente, die andere auf das Diesseits gerichtet. Und glaubt die Wissenschaftlerin der Wahrheit nähergekommen zu sein, so teilt sie dies in einer Form, die Widerspruch ermöglicht,

in einer Form, die geradezu einlädt, Zweifel zu äussern und diesem Zweifel mehr auf den Grund zu gehen.

Ob an Konferenzen oder in den sogenannten Review- oder Begutachtungsverfahren wissenschaftlicher Zeitschriften: Die Wissenschaft übt sich nie in vorbehaltlosem Zuspruch, kennt keine letzte Wahrheit und sieht sich vor allem dann bestätigt, wenn vermeintliche Wahrheiten neuen Erkenntnissen geopfert werden.

Die Predigt dagegen verhallt ohne Widerspruch und findet die Antwort einzig im Gebet der Gemeinde, die sich meist längst derselben Wahrheit verschrieben hat wie der Prediger.

Die Wissenschaftlerin hat deswegen nicht zur Predigerin zu werden und soll das Missionieren anderen überlassen.

Daran erinnert uns der Soziologe Max Weber in seinem Vortrag «**Wissenschaft als Beruf**», in dem er Propheten und Demagogen aus dem Hörsaal verweist: «Dem Propheten wie dem Demagogen ist gesagt: Gehe hinaus auf die Gassen und rede öffentlich. Da, heisst das, wo Kritik möglich ist. Im Hörsaal, wo man seinen Zuhörern gegenüber sitzt, haben sie zu schweigen und der Lehrer zu reden...»

Seit Max Webers Vortrag sind 104 Jahre vergangen, und glücklicherweise will niemand mehr im Hörsaal einer schweigenden Studierendenschaft gegenüberstehen. Doch auch wenn wir es an den Universitäten als unsere Aufgabe sehen, Studierende zu kritischen Denkern zu machen, Raum für Gegenrede zulassen und gemeinsames Entwickeln von Ideen fördern, so gilt noch immer: vermitteln, diskutieren, anregen, inspirieren ja, aber **nicht** missionieren und indoktrinieren.

Meist fällt mir das gar nicht schwer, zumal ich mich lieber mit Ideologien auseinandersetze, anstatt sie zu verbreiten. Aber wenn ich kritisch auf meine Lehre und meine übrige Arbeit blicke, fällt mir doch auf, dass auch in mir manchmal eine Missionarin steckt. Meine Mission ist indessen verhältnismässig «unschuldig» und die heutige Predigt bietet mir einen Anlass, mich ehrlich zu dieser Mission zu bekennen. Schliesslich befasst sich eine solide traditionelle Predigt, so zumindest mein Eindruck, nicht nur mit unserem Verhältnis zum Transzendenten, sondern auch mit unserer Gemeinschaft und mit unserem Umgang mit dem «Anderen.»

Und um einen solchen «Anderen» und unseren Blick auf diesen «Anderen» geht es mir:

um Amerika und seine Bevölkerung.

Oder präziser: um die Vereinigten Staaten von Amerika, ihre Geschichte, Gesellschaft und Kultur.

Amerika git's nid - Sie hei's gar nie gfunde

Amerika git's nid - Das isch nume e gschicht

Mea culpa an alle Freunde gepflegten Berner Dialekts. Bitte verzeihen Sie mir die schlechte Dialektimitation – aber leider sind ZüriWest nicht aus dem Thurgau.

Und ZüriWest waren es nun mal, die 1994 eine Kurzgeschichte Peter Bichslers zum Song machten. Amerika, nur die Erfindung eines Jungen namens Colombo, der es nie wagte, tatsächlich in See zu stechen und zu neuen Ufern aufzubrechen, der aber dennoch eine Geschichte zurückbringen musste.¹

Amerika gibt es natürlich – aber eben nicht einfach nur *ein* Amerika.

Und Amerika ist nicht einfach *eine* Geschichte, sondern ganz viele.

Und da haben wir meine kleine, wie ich finde: unschuldige Mission:

nicht einfach nur eine Geschichte Amerikas, der Amerikanerinnen und Amerikaner zuzulassen, sondern viele – und uns nicht einem plumpen Antiamerikanismus hinzugeben.

Zugegeben:

Amerika macht es uns immer wieder leicht, sich als Europäerin oder Europäer schrecklich überlegen zu fühlen. «The best country in the world!» heisst es dort allenthalben; *Stars and Stripes*, alles in rot-blau, wohin man schaut; mit Stolz geschwellter Brust und der rechten Hand am Herzen schmettern Alt und Jung die Nationalhymne. Wenn die Amerikaner Amerika feiern, wähnt man sich tatsächlich in – ja, in einem Gottesdienst: Der Glaube an die Nation wird nicht hinterfragt, ist kaum zu erschüttern. Und obschon die Trennung zwischen Staat und Kirche strikter ist als beispielsweise hier in der Schweiz, so ist das Göttliche nie weit vom Weltlichen.

Das amerikanische Selbstverständnis, eine besondere Nation zu sein, ein Land, das eben auch eine Mission zu erfüllen hat, ist mit seiner Gründungsgeschichte verbunden: Die Puritaner, die den Nordosten des Landes besiedelten, glaubten ein neues Israel gefunden zu haben – mit ihnen in der Rolle des erwählten Volkes. John Winthrop, einer ihrer Anführer, ermahnte die Siedler – oder Pilger, für die sie sich ansahen –, welch ausserordentliche Stellung sie in der Geschichte einnehmen würden:

“For we must consider that we shall **be as a city upon a hill**. The eyes of all people are upon us. So that if we shall deal falsely with our God in this work we have undertaken, and so cause Him to withdraw His present help from us, we shall be made a story and a by-word through the world.”²

¹ «Amerika gibt es nicht» von Peter Bichsel, in: *Kindergeschichten* (Suhrkamp, 1969).

² Der gesamte Text ist nachzulesen unter <https://www.americanyawp.com/reader/colliding-cultures/john-winthrop-dreams-of-a-city-on-a-hill-1630/>.

Amerika als Licht der Welt, auf das alle Augen gerichtet sind – und dessen Versagen niemandem entgehen wird, wenn es nicht gottgefällig handelt.

Noch immer hält sich der Mythos, John Winthrop habe diese Worte in einer Predigt auf einem Schiff gehalten, kurz vor der Ankunft in der neuen Welt. Wahrscheinlich hatte er den Text noch in der alten Heimat verfasst und dort nicht als Predigt, sondern als Pamphlet weit über seine Gemeinde hinaus geteilt.

Doch der Mythos passt besser zu einem Land, das seine Gründung und sein politisches Leben gerne mit religiöser Symbolik auflädt. Politsoziologen sprechen von einer Art *Zivilreligion*. So hing schon nach dem Unabhängigkeitskrieg in jeder amerikanischen Stube ein Bild von General George Washington, Heiligenbildern gleich; und tatsächlich würde der erste Präsident nach seinem Tod in Bildern zum Heiligen, zum Gott gemacht. Und als solcher wacht er auch in der Kuppel des Kapitols, des Tempels der amerikanischen Demokratie, über die Geschehnisse im Kongress. Den Grad der Verehrung, den die Gründerväter erfahren, wird zwar einzig von Abraham Lincoln noch erreicht. Wer die Präsidentschaftswahlen jeweils verfolgt, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, das Land sehne sich nach einem Messias.

Die Wahlen, das politische Leben, die Errungenschaft der Demokratie – und das ohne feudalistisches Erbe.

Die Götter Amerikas sind keine Könige, sondern Normalsterbliche, deren Position – so das Versprechen – jeder erreichen, jeder mitbestimmen kann. Der Dichter und Schriftsteller John Greenleaf Whittier brachte das 1852 im Gedicht «The Poor Voter on Election Day»³ zum Ausdruck.

Am Wahltag ist jeder Amerikaner ein König, alle sind sich an der Urne gleich:

The proudest now is but my peer,

The highest not more high;

To-day, of all the weary year,

A king of men am I.

³ Hier ist nur ein Teil des Gedichts wiedergegeben. Das gesamte Gedicht kann hier nachgelesen werden: <https://legacy.npr.org/programs/morning/features/2004/nov/poorvoter/poem.html>.

To-day, alike are great and small,

The nameless and the known;

My palace is the people's hall,

The ballot-box my throne!

Die Urne ist mein Thron, mein Palast das Gemeindehaus. Eine Poesie der Demokratie, eine republikanische Poesie – auch das für uns eher ungewöhnlich, für die USA aber nur ein weiterer, beständiger Ausdruck ihrer Zivilreligion. An der Amtseinführung von Präsident Joe Biden lauschte die Welt der jungen Lyrikerin Amanda Gorman und liess sich von ihrem Gedicht mitreissen, das letztlich Amerika, sein politisches System und dessen Widerstandskraft feierte.

Mitgerissen von schönen Zeilen vergisst die ZuhörerIn gerne, dass sie manchmal nur Wünsche statt Realität abbilden. Wenn John Greenleaf Whittier den armen Wähler zum König erhebt, lässt er aus, dass zu seinen Lebzeiten auf dem «Thron» der Urne noch kein Platz für eine Königin, geschweige denn einen schwarzen König war. Die Verfassung der Vereinigten Staaten spricht in der Präambel von «We the People» - wir, das Volk. Diesem «wir» gehörten lange Zeit Frauen, Besitzlose und jene nicht an, die selbst Eigentum waren. Und selbst dann noch, als Menschen kein Eigentum mehr sein durften, aus männlichen Sklaven Bürger mit Wahlrechten wurden, versperrten ihnen Weisse in den Südstaaten Zugang zum «Thron» der Demokratie, den Wahlurnen. Dieser Thron schimmert ohnehin recht gülden –

To-day, alike are great and small,

The nameless and the known;

Heisst es bei John Greenleaf Whittier: alle seien sich gleich, die Grossen und die Kleinen, die Namenlosen und die Bekannten.

Doch, frei nach Orwell, sind manche halt doch gleicher, haben leichteren Zugang zu Wahlen, mehr Mittel, Bildung, und damit mehr Möglichkeiten, am politischen Leben teilzuhaben. «One man, one vote» scheint im Licht der hohen Wahlkampfausgaben reines Wunschdenken. Und wenn in jener Demokratie, die auch unsere Verfassung inspiriert hat, gewisse politische Figuren am Ende triumphieren, die sich um Regeln, Normen, Traditionen füttern, sind nicht nur Europäern geneigt, den amerikanischen Patriotismus lächerlich und weltfremd zu finden. Den Untergang des Abendlandes

reden wir vorzugsweise für Amerika herbei, machen es uns vor dem Fernsehen oder hinter einem anderen Bildschirm gemütlich, vergessen unsere eigenen Abstimmungsunterlagen pünktlich auszufüllen und einzuwerfen, und schnöden lieber über den Politzirkus jenseits des Atlantiks.

Amerika, eine Dystopie.

Amerika, das im Untergang begriffene Reich.

“... if we shall deal falsely with our God in this work we have undertaken, and so cause Him to withdraw His present help from us, we shall be made a story and a by-word through the world.”

Dies nochmals die Worte John Winthrops. Wenn Amerika versagt, sind nicht einfach nur alle Augen auf das Land gerichtet, die Finger zeigen auch schnell darauf. Alle haben's gewusst. Des Kaisers neue Kleider erkannt. Und ignorieren dabei getrost nicht nur das eigene Glashaus, das sie umgibt, sondern auch die vielen andere Geschichten, die Amerika erzählt und die Amerika erzählen.

Eine davon erzählt die Verfassung.

Wir, das Volk der Vereinigten Staaten, von **der Absicht** geleitet, unseren Bund zu vervollkommen, die Gerechtigkeit zu verwirklichen, die Ruhe im Innern zu sichern, für die Landesverteidigung zu sorgen, das allgemeine Wohl zu fördern und das Glück der Freiheit uns selbst und unseren Nachkommen zu bewahren

Amerika ist und bleibt ein Versprechen – und wird sich wohl immer an den Ansprüchen an sich selbst reiben. Niemand weiss das besser als die Amerikanerinnen und Amerikaner – wenn sie «the best country in the world» bejubeln, feiern sie das, was sein kann, was sie glauben, wozu es – und damit die Bevölkerung selbst – noch fähig sein wird.

Und weil amerikanische Zweifler das am besten ausdrücken können, erlaube ich mir, nochmals meine Stimme für die Worte einer berufeneren Quelle zu leihen. Denn, so ein Professor der Theologie und evangelischer Landesbischof: «Nur wer die Kraft findet, sich selbst zu unterbrechen und das eigene Wort loszulassen, um es dem fremden Wort ... anzuvertrauen, hält eine gute Predigt.»⁴

⁴ Aus dem Artikel von Jochen Cornelius-Bundschuh, «Wann ist eine Predigt gut?» *Praktische Theologie* 46.1 (2011), 39-52. Elektronisch zu finden unter: <https://doi.org/10.14315/prth-2011-0113>.

Das fremde Wort stammt von Langston Hughes, einem Dichter, Romancier und Theaterautor, der ab den 1920er Jahren zu den wichtigsten afro-amerikanischen Stimmen wurde.

«Let America Be America Again» - Lass Amerika wieder Amerika sein, fordert er in einem seiner bekanntesten Gedichte. In diesem beschreibt er, wie das Land der Freien und Gleichen nichts dergleichen für ihn gewesen sei. Wie Amerika sein Versprechen gegenüber zahllosen Amerikanerinnen und Amerikanern nicht einzulösen vermochte. Und dennoch – und das ist zutiefst amerikanisch – verlor Langston Hughes nie den Glauben und die Hoffnung, dass Amerika dazu doch einmal fähig sein würde.

Europäer spotten gerne über den naiven Optimismus der Amerikanerinnen und Amerikaner – genau dieser war aber seit je Triebkraft für grosse Veränderungen. Langston Hughes, der Autor der folgenden Zeilen, starb im selben Jahr, in dem zum ersten Mal ein Afroamerikaner in das höchste Gericht der USA gewählt wurde; ein Jahr darauf wurde Martin Luther King ermordet. Von damals bis heute durchzieht die amerikanische Geschichte ein Auf und Ab – grosse Triumphe wie die Wahl Barack Obamas wechseln sich ab mit unermesslichem Leid und dem Fortdauern systemischer Ungerechtigkeit.

Doch die Hoffnung auf Besserung hat schon Generationen angespornt, Grosses zu wagen, zu denken und zu erreichen.

Let America Be America Again⁵

Let America be America again.

Let it be the dream it used to be.

Let it be the pioneer on the plain

Seeking a home where he himself is free.

(America never was America to me.)

⁵ Auch von diesem Gedicht wird nur ein Teil wiedergegeben. Zum Nachlesen: <https://poets.org/poem/let-america-be-america-again>.

Let America be the dream the dreamers dreamed—

Let it be that great strong land of love

Where never kings connive nor tyrants scheme

That any man be crushed by one above.

(It never was America to me.)

O, let my land be a land where Liberty

Is crowned with no false patriotic wreath,

But opportunity is real, and life is free,

Equality is in the air we breathe.

(There's never been equality for me,

Nor freedom in this "homeland of the free.")

Say, who are you that mumbles in the dark?

And who are you that draws your veil across the stars?

I am the poor white, fooled and pushed apart,

I am the Negro bearing slavery's scars.

I am the red man driven from the land,
I am the immigrant clutching the hope I seek—
And finding only the same old stupid plan
Of dog eat dog, of mighty crush the weak.

...

... I'm the one who left dark Ireland's shore,
And Poland's plain, and England's grassy lea,
And torn from Black Africa's strand I came
To build a "homeland of the free."

The free?

Who said the free? Not me?
Surely not me? The millions on relief today?
The millions shot down when we strike?
The millions who have nothing for our pay?
For all the dreams we've dreamed
And all the songs we've sung
And all the hopes we've held
And all the flags we've hung,
The millions who have nothing for our pay—

Except the dream that's almost dead today.

...

O, yes,

I say it plain,

America never was America to me,

And yet I swear this oath—

America will be!

Amerika war nie Amerika für Langston Hughes – kein Land der Freien und Gleichen. Aber er schwor, dass es dies eines Tages sein würde.

Auch wenn Amerika zu unseren Lebzeiten sein Versprechen an sich selbst kaum einlösen wird: Der stete Versuch, der Glaube, das Streben, es irgendwann zu tun, verdient weniger Spott und Häme denn Bewunderung

– und vielleicht auch Nachahmung?

Amerika und die Amerikaner haben eine Vision dessen, was ihr Land, was *sie* als Amerikaner seien wollen. Manchmal scheinen diese Visionen gar idealistisch, manchmal auch nur materialistisch. Aber da ist sie, diese Überzeugung, der Drang, diesen Visionen nachzuleben, sie zu verwirklichen.

Amerika ist unbequem, weil es sich nie im JETZT bequemt und sich nie selbst genügt.

Und vielleicht ist es gerade das, was uns in Europa, in der Schweiz, derart an Amerika stört. Fähnchen schwenken und patriotisch sein können wir auch – allem «La Suisse n'existe pas» zu Trotz.

Aber: Was ist unsere Vision der Schweiz? Wonach streben wir?

Is Switzerland Switzerland to us? And: will it ever be?

